



Der Sturmgang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(7. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

„Ihr haben uns verstanden!“ sagte Joachim Remmert. „Da ich weiß, daß das erste Anrecht auf das Mädchen, das ich liebe und dessen Liebe zu mir ich erkannt habe, Sie besitzen, da es mir überdies widerstrebt, zuerst vor eine alte Frau zu treten und sie in Unruhe zu versetzen, ich vielmehr die Sache für reif hielt, um unter Männern ausgetragen zu werden, so trete ich hiermit vor Sie und sage Ihnen: Dieses Mädchen, von dem Sie sich geliebt wähnten, hat mir ihre Seele anvertraut, und meine Liebe zu ihr ist so groß und schrankenlos, daß es kein Hindernis auf Erden geben wird, mich abzuhalten, sie zu erobern. Was ich deshalb von Ihnen fordere, ist: dieses Mädchen zu fragen, ob das, was ich gesagt habe, auf Wahrheit beruht, sie aufzufordern, zu entscheiden und zu prüfen, ob noch ein Funke in ihrem Herzen für Sie erglüht. Haben Sie sich überzeugt, Herr Baron, daß diese Frau niemals Liebe für Sie empfinden wird, so glaube ich, wird Sie der jedem Manne angeborne, natürliche Gelfinn veranlassen, zurückzutreten und diesem Mädchen die Freiheit zurückzugeben, die sie im Namen ihrer Würde beanspruchen darf.“

Der Baron war immer unruhiger geworden, ohne zu wagen, den Mann da vor sich zu unterbrechen. Bald hatte er mit den Füßen gegen den Boden gestoßen, bald die Hände zu Fäusten geballt; sein Gesicht wurde abwechselnd rot und weiß, und seine Augen verloren vorübergehend jeden Glanz.

Jetzt sprang er auf.

„Mit nichts, Herr Ingenieur! Wie kann ich es glauben? Ist es möglich, daß ein Fremder, der noch nicht einmal durch den Adel der Geburt den Vorzug besitzt, mit Recht in dieses Haus zu treten, es wagt, in solchem Tone zu sprechen? Wie? Sie kommen bewaffnet hierher und fordern von fremder Sippe, die hoch über der Ihren steht, die Braut eines anderen? Sie wollen barbarische Gebräuche einführen? Mit welchem Recht? He, wenn ich bitten darf, mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht des Starken,“ entgegnete Remmert. „So? Das sind neue Gesetze, die Sie sich schmieden! Mit dem Recht des Starken — haha! Da würden morgen die Paläste niedergebrannt und die Reichen getötet und die Pulvermagazine angezündet und die Könige abgesetzt werden — mit dem Recht des Starken!“

„Sie irren! Daß das nicht geschieht, beweist, daß das Recht des Starken eben gerade auf der Seite der Paläste, und der Reichen und der Könige liegt. Doch darüber zu sprechen, bin ich nicht gekommen. Ich leite mein Recht und meine Stärke weder von Waffen ab, die ich nicht bei mir trage, — hier lächelte Joachim Remmert verächtlich — noch von neuen Gesetzen. Ich stütze mich auf die Adellung, die ich durch die Liebe eines reinen und edlen Mädchens erhalten habe. Sie haben sich mit Ihrem Adel geküßelt, Herr von Oldenskott. Nun denn, ich poche auf meinen und behaupte mit demselben Recht: er ist größer und vornehmer als der Ihre. Der Ihre ward Ihnen durch Geburt, ohne Verdienst, gegeben. Der meine aber, die Liebe

Der Blick des Barons hing ewige Sekunden in ohnmächtiger Wut an den beherrschenden Augen des Sprechers. Dann fuhr er fort:

„Nun gut, ich will mich mäßigen! Ich will mich bemühen, Sie einige Minuten als vollwertig zu betrachten, und auf Ihre Maßlosen und — verzeihen Sie, ich finde keinen anderen Ausdruck natürlicher Behauptungen eingehen. Sie kommen also hierher und behaupten, die Komtesse Renate von Friedrichswert hätte sich von mir losgesagt und habe Ihnen ihre Liebe geschenkt? Womit beweisen Sie das?“

Seine Behauptung genügt. Doch fragen Sie sie selbst.“

„Wann war das? Wann hat sie Gelegenheit gefunden, sich mit Ihnen auszusprechen?“

„Das gehört nicht hierher, Herr Baron.“

„Und Sie kommen und fordern einfach, man soll Ihnen ohne weiteres Renate von Friedrichswert verloben? Ihnen, dem Herrn Joachim Remmert, der bei einer Deichbau-Gesellschaft ange stellt ist, und den Freibrief auf ein Hungerleben besitzt?“

„Das gehört wieder nicht hierher, Herr Baron,“ entgegnete der Ingenieur unerschütterlich. „Ich finde es unter meiner Würde, mich auf soziale Auseinandersetzungen einzulassen.“

„Nun wohl! Lassen wir auch das! Aber sind Sie so ganz von Sinnen, daß Ihnen nicht einen Augenblick der Gedanke kommt, daß es eine Noheit, ja wohl eine Noheit ohnegleichen ist, vor den Bräutigam eines Mädchens zu treten und sie von diesem zu begehren? Von der Beleidigung gar nicht zu sprechen. Von der Beleidigung, die Sie mir da zufügen — nun, darüber werden wir noch reden, und Sie werden mir Rechenschaft geben.“

Doch daß Sie Renate von Friedrichswert durch Ihr bruskes und barbarisches Vorgehen in den Staub der Erniedrigung herunterziehen, daß Sie sie entwürdigen und entweihen und ihre Frauen-ehre besudeln — dafür haben Sie wohl kein Verständnis?

Ehe Joachim Remmert etwas erwidern konnte, öffnete sich die Türe und Renate trat, geschmückt, wie sie war, übergossen von der Glut der Verlegenheit, in das Zimmer. Aber schnell wich diese Verlegenheit einer unerwarteten Entschlossenheit.

Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich hier unvermutet eintrete und die Unterhaltung störe, die sich ja, wie ich mich überzeugen konnte, nur mit meiner Person beschäftigt. Da Sie, Herr



Hinter der Schützengrabenlinie.

Unser Bild ist eine Aufnahme vom nordbelgischen Kriegsschauplatz, wo jetzt die hartnäckigen Kämpfe stattfinden, und zeigt eine Abteilung deutscher Soldaten in einer Vorpostenstellung. Ein Leichterwundeter wird sofort verbunden, um in das Stappenzazarett gebracht zu werden.

eines wunderbaren Mädchens, kam aus meinem inneren Wert, und darum ist mein Stolz vielleicht noch größer als der Ihre.“

„Genug!“ schrie Kurt von Oldenskott, „genug und übergenu!“ Ich muß mich schon fragen, ob ich selbst zum Narren geworden bin, daß ich mir die Zeit und Muße nahm, Ihre Rede hier so lange mit anzuhören! Meine Zeit ist kostbar; fassen wir uns kurz! Sie erdreisten sich zu einer Rechtheit...“

„Sie drücken sich in der Eile nicht richtig aus, Herr Baron. Ich muß Sie bitten, ebenso objektiv zu sprechen, wie ich mich bisher bestreift habe, denn es liegt nicht in Ihrem Interesse, unsere Unterhaltung zuguspitzen.“

Joachim Nemmert, unerschrocken und mutig hier für mich in die Schranken treten und ich mich Ihnen vor Gott verbunden fühle; so halte ich es für meine Pflicht, an Ihre Seite zu treten und Sie mit meiner Liebe zu bedenken."

Ja, Kurt, nun die Entscheidung heraufbeschworen ist, soll sie im ganzen Umfang stattfinden. Nicht dieser Mann hat meine Frauenehre besudelt und mich entehrt! Ihr habt es getan, Du und Rudolf! Ihr habt mir mit Gewalt gedroht, habt mich schutzlos hier angegriffen und mich so gezwungen, die Hilfe dessen anzurufen, den ich liebe. Hier stehe ich und bekenne offen und frei, daß ihn mein Herz erwählt hat und daß ich ihm folgen werde, sobald er es mir befiehlt und wohin er es will."

Oldenscott war Schritt für Schritt zurückgetreten. Seine Augen glühten phosphor, seine Gestalt zog sich zusammen, und der Kopf verankert förmlich zwischen den Schultern. Er ließ einige unartikulirte Laute hervor, dann stürzte er zur Tür und brüllte:

"Rudolf! Rudolf!"

Die lauten Stimmen, die im ganzen Flügel des Schlosses gehört wurden, hatten den Offizier, der erst aufgestanden war, aufmerksam gemacht. Er schnürte rasch die Stiefel an und eilte, dem Ruf seines Freundes zu folgen. Die ruhige Nacht, der scharfe Atem des Meeres hatten die Spuren des Großstadtlebens in seinen Zügen ausgemischt. Er machte einen wohlthuenden Eindruck neben dem Baron, als er hochauferichtet, schlank, in jeder Bewegung die Wehlichkeit mit Renate verrätend, ins Zimmer trat. Erst überflog er mit verwundertem Blick die Situation. Inzwischen sprudelte Oldenscott in überstürzten Worten hervor, was sich zugetragen. Das Schweigen des Ingenieurs ließ ihm dazu Zeit; Joachim Nemmert wandte keinen Blick von ihm und dem Offizier, während Renate bleich zu Boden sah.

Oldenscott schwieg. Obwohl er älter war und in erster Linie zu sprechen hatte, überließ er das Wort jetzt dem Schwager. In Rudolf von Friedrichswert flammte ehrliche Empörung auf. Großgezogen mit allen Vorurteilen seines Standes, sah er in Joachim Nemmert nur den frechen Räuber, der in sein Bestium eingedrungen war.

"Renate, Ehrvergeßene!" rief er. "An meine Seite! Hier ist Dein Platz, wo alle von Friedrichswert gestanden. Oder willst Du die erste sein, die Namen und Tradition verrät?"

Doch Renate regte sich nicht. Joachim Nemmert aber sagte:

"Ich entnehme, daß Sie der Bruder Renates sind. Ich wiederhole Ihnen gegenüber gern alles, was ich Herrn von Oldenscott bereits gesagt habe." "Dann wird es an mir sein, diese Beleidigung von den Friedrichswert und den Oldenscott abzuwaschen!" schrie der Offizier und sprang mit erhobener Faust einen Schritt vorwärts.

Renate schrie kurz und gedrückt auf. Oldenscott lächelte.

Pflichtig wandte sich Rudolf an ihn:

"Welche Antwort hast Du ihm gegeben?"

Oldenscott, der sich im Beisein des Offiziers jetzt sicherer fühlte, entgegnete:

"Gar keine! Welche Antwort soll ich einem Narren geben?"

Da stand Joachim Nemmert plötzlich mit flammendem Gesicht zwischen dem Offizier und Oldenscott.

"Sie zu züchtigen, erscheint mir dieses Haus zu heilig. Genugtuung von Ihnen zu verlangen, dafür erscheinen Sie mir zu minderwertig. Merken Sie sich für alle Zukunft, Herr von Oldenscott, daß mein Leben einen ganz bestimmten abgegrenzten Wert besitzt, den Wert der Arbeit. Wer diesen Wert erkannt hat, der wirft sein Leben nicht ohne weiteres hin. Zwingen Sie mich also nicht, von dem Recht des Starken gegen Sie Gebrauch zu machen!"

"Hörst Du diese Sprache?" wandte sich Oldenscott an Rudolf. "Hast Du schon jemanden so sprechen hören? Das ist die Sprache der Rebellen

und Empörer! So haben die vom „Armen Konrad“ gesprochen, als sie die Burgen der Ritter stürzten!"

"Wir wollen diese unmwürdige Szene beenden," sagte Rudolf von Friedrichswert mit einem flammenden Blick auf Renate. „Herr Ingenieur Nemmert, ich fordere Sie auf, dieses Haus zu verlassen, und zwar auf der Stelle. Sollten Sie das nicht tun, werde ich von meinem Hauerecht Gebrauch machen und Sie wie einen Einbrecher, wie einen Dieb, mit den Hunden forthehen lassen!"

Renate tat in ihrer Herzensnot einen Schritt nach vorwärts, denn sie fühlte, daß jetzt die Katastrophe hereinbrechen mußte. Aber Joachim Nemmert verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe.

"Die Hunde waren wohl allezeit das letzte Refugium derer, die sich nicht selbst zu helfen mußten. Glauben Sie, daß mit Hundgekläff eine offene, ehrliche und ritterliche Frage entschieden ist?"

Rudolf von Friedrichswert war am Ende seiner Selbstbeherrschung. Sein Blut kochte, und in schäumender Wut stürzte er zur Wand, riß einen Satagan herab und schrie, die funkelnbe Waffe durch die Luft pfeifen lassend:

"Zum letzten Male: hinaus! sage ich, oder ich gebe Ihnen die einzig ritterliche Antwort. . ."

Vor Joachim Nemmers stahlfestem Auge blitzte die Waffe. Im nächsten Moment lagen die Finger seiner rechten Hand um des Angreifers Gelenk und spannten es eisenhart zusammen mit solcher Gewalt, daß der Offizier einen unterdrückten Schreiausstieß und die Waffe losließ. Sie fiel dumpf aufstirrend auf den Teppich.

Joachim Nemmert stieß die Faust des Offiziers zurück und sagte verächtlich: "Wie feige!"

Das war zu viel für einen Friedrichswert. Sich aufbäumend, lenkte er vorwärts, blieb plötzlich stehen:

"Mir werden Sie wohl Genugtuung geben! Mir müssen Sie sich geben!" Und als könne er das Maß von Beleidigungen gar nicht erschöpfen, schleuderte er eine Flut schmählicher Beschimpfungen gegen den Mann, der solchem Angriff wehrlos gegenüber stand.

Doch auch der Selbstbeherrschung des Ingenieurs waren Grenzen gezogen. Diese Beschimpfungen und Beschuldigungen flogen um ihn her wie giftige Pfeile; sie nahmen ihm die Kraft, klar zu sehen, verdunkelten die Luft, sie schimmerten alle zusammen wie ein rotes Flammenmeer vor seinen Augen. Und dann war das Geschehen, was seinen Rückzug mehr offen ließ; Joachim Nemmert hatte die Hand gegen einen Friedrichswert erhoben; der Leutnant der Gardeulenanen war geschlagen, gedemütigt, entehrt, wenn er die Schmach nicht mit Blut abwusch oder mit Blut löschte.

Das schrie er heiser dem Beleidiger entgegen. Der warf stolz den Kopf zurück.

"Ich könnte Ihnen die Genugtuung verweigern. Doch will ich edelmütig sein: Sie sei Ihnen gewährt."

Die schreckliche Szene hatte das Blut des Grafen abgekühlt. Kalt und gemessen, mit kurzen Worten, vereinbarte man das Nötigste. Joachim Nemmert erklärte, keinen Schritt zu weichen, wenn nicht die Frage, die ihn hierher geführt, entschieden sei. Er nickte zustimmend, als Leutnant von Friedrichswert ihm erklärte: es sei ein Standal ohngleichem, wenn Renate ihm jetzt aus dem Hause folgen würde.

"Ich verlange nur Sicherheit für sie; Sicherheit ihrer Person, ihrer Ehre und ihrer Freiheit."

"Die soll ihr gewährleistet sein."

"Sie bieten ein Unterpfand?"

"Mein Ehrenwort."

"Das genügt mir."

Er sah Renate klar in die Augen. Sie öffnete die Lippen und lächelte ihm zu. Dann vernicte er sich kurz und gemessen gegen seine beiden Todfeinde und verließ den Schauplatz seines Triumphes.

Rudolf und Kurt würdigten Renate keines Blickes. Man enthielt sich mit Rücksicht auf das gegebene Ehrenwort jeder Anschulldung und jedes Angriffs. Beide kamen überein, vor der Gräfin mit Rücksicht auf ihre Gesundheit, den Vorfall zu verheimlichen.

Ihr konventionelles Verhalten Renate gegenüber bei Tisch war schon durch den ersten Konflikt geoben und konnte der Gräfin nicht weiter auffallen. Sie hatte immer den Sohn der Tochter vorgezogen und empfand die Achtung Renates nicht tiefer.

Der Baron blieb äußerlich ruhig und hämlich. "Ich hätte mich nicht zu dem Geständnis herbeilassen sollen, Renate ihre Freiheit zu lassen," meinte Rudolf. "Wir haben ja nun überhaupt keine Macht mehr über sie."

"Doch," entgegnete Oldenscott. "Wir wollen die weitere Entwicklung abwarten. Den letzten Pfeil habe ich noch nicht verschossen."

Nemmert belegte bei einem Bremenser Korps, dem er als Philister angehörte, auf Säbel. Seine und Rudolf von Friedrichswerts Freunde hatten sich auf krumme Säbel unter den schärfsten Bedingungen geeinigt.

Wenige Tage nach dem Zusammenstoß fand das Duell statt. Es wurde in einem abgelegenen Hölzchen bei Bremen ausgefochten; der Graf hatte sich eigens zwei seiner Freunde aus Berlin als Sekundanten verschrieben. Joachim wurde durch einen Referendar sekundiert, der etwas aus der Übung gekommen war. Durch ihn wurde denn auch der tragische Ausgang verhuldet, denn Joachim war gut im Hieb. Auch Rudolf von Friedrichswert hielte seinen Mann. Bei einem unerwarteten Ausfall erhielt Joachim einen mit voller Wucht geführten Hieb über den rechten Arm. Er ließ den Säbel fallen und versuchte, noch bei Bewußtsein, sich aufrecht zu halten. Aber schnell verlor er bei furchtbarem Schmerz und reichlichem Blutverlust die Sinne. Der Arzt legte einen Notverband an und machte schon gleich ein bedenkliches Gesicht. In der Klinik wurde nach kurzer Untersuchung die traurige Tatsache festgestellt: der Arm war vollständig durchschlagen, Sehnen und Muskeln glatt durchschnitten. Er mußte abgenommen werden.

Man mußte es Joachim bei Bewußtsein verfallen. Zum erstenmal in seinem Leben erlebte er der Starke. Den rechten Arm! Mit dem er schaffte! Sein Gehilfe bei aller Arbeit! Doch da half kein Aufsehen. Das Unabänderliche mußte geschehen — und Joachim Nemert wurde ein Krüppel.

Er hatte Ruth das Versprechen gegeben, sie sofort zu benachrichtigen. Aber als sie in die Klinik kam, war bereits alles vorüber. Er war gerade aus der Marke erwacht, ihr erlier Blick fiel auf die sorgfältig verbundene rechte Schulter.

Sie preßte beide Hände auf den Mund, um nicht aufzuschreien.

"Ich kann Dir die Hand nicht geben," sagte er mit schmerzlichem Lächeln. Die Rechte ist dahin, und die Linke darf ich nicht rühren! Ich bin nun schon ein hilfloser Krüppel. Findest Du mich verächtlich?"

Sie sank neben dem Lager in die Knie und barg das tränenüberströmte Antlitz an seiner Brust.

Joachim, wie fannst Du nur so reden! Den rechten Arm — mein Gott, es ist nicht auszudenken!" Als er sie so verzweifelt sah, fühlte er das Bedürfnis, sie zu trösten. Sie trocknete ihre Tränen und sah ihn in namenloser Bewunderung an.

Er fand Trostesworte für sie! Er, dem man alles genommen hatte! Den rechten Arm! Sie mußte es sich immer wieder vorsagen und konnte es nicht fassen und meinte, sie müßte verzweifeln darüber. Aber er begann schon im Geiste die Verhältnisse zu ordnen, zu sondieren, nach einem Ausweg zu suchen.

"Du solltest Dir jetzt Ruhe gönnen und gar nicht denken," meinte Ruth.

"Wie kann ich das? Das ist doch nun der einzige Trost, daß ich nach einem Ausweg fahnde. Es gibt nämlich immer einen Ausweg. Wenn man meint, alle Türen seien verschlossen, so muß man nur richtig suchen, und plötzlich fällt ein Lichtschimmer durch eine Ritze, und man dahnt sich einen neuen Weg. Das ist es jetzt! Einen neuen Weg muß ich erkunden! Die Frage ist nur: wie?"

"Wenn ich Dir helfen kann, Joachim — Du hast ja doch mich an Deiner Seite, und ich bin nicht unerfahren, dank Deiner Schule."

Er sah eine Weile nachdenklich zur Decke empor, dann ruhte sein Auge auf der Schwester, und ein Leuchten zog über sein Gesicht.

„Nuth, Du hast einmal zu mir gesagt, Du suchtest nach einer Bestimmung, die Dich ganz befriedigen könnte!“

„Ja, ja, das habe ich gesagt! Und ich schwöre Dir, nichts würde mich glücklicher machen, als wenn ich Dir alles sein könnte — das, was Dir fehlt. — Laß mich Deine rechte Hand ersetzen, laß mich alles tun, was sie getan hat. — Dir bleibt ja doch die Energie, die Kraft und der Geist, laß mich nur den ausführenden Teil Deiner Pläne sein, und Du wirst sehen, wieviel Kraft ich habe, und wie mutwillig ich bin!“

Er lächelte voll Liebe über ihren Eifer.

„Gestern, vielleicht vor einigen Tagen noch, würde ich dieses Opfer angenommen haben, Nuth. Nun aber, glaube ich, würde ich die erzürnen, die das Recht hat, mir den verlorenen Arm zu ersetzen. Möchtest Du Dich mit ihr in Verbindung setzen?“

„Mit jener? Dererwillen Du so verunmündet wardst?“

„Es sprach etwas von verhaltener Haß aus ihr.“

„Ich will Dir alles erklären, Schwester. Setze Dich still hierher und höre mich an.“

Und er begann zu erzählen, was er ihr bisher verschwiegen hatte. Alle jene kleinen Dinge und Ereignisse, und wie sie sich zugespielt hatten, und auch das, daß er fordernd in den Palast derer von Friedrichswert gedrungen war — und wie sich Renate dabei benommen —, das hatte sie bis jetzt alles nicht gewußt.

„Ich werde sie wie eine Schwester lieben um ihrer Treue willen,“ sagte sie warm, als er gendete.

„Sie verdient es, Nuth! Möchtest Du Dich nun mit ihr in Verbindung setzen?“

„Gern! Heute noch! Soll ich ihr schreiben? Oder findest Du es nicht besser, ich fahre selbst hinüber und sage es ihr?“

„Ich halte es für besser, wenn Du hinüberfährst und sie darauf vorbereitest! Man hat es ihr sicher verschwiegen, und ich wünschte, Du wüßtest es ihr so beibringen, daß sie sich gleich des Auswegs bewußt ist, der uns beiden bleibt. Denn um alles in der Welt soll vermieden werden, daß sie Schmerz leidet, noch weniger, daß sie Mitleid empfindet. Das Bewußtsein, bemitleidet zu werden, ist mir verhaßt. Das macht so schwach!“

„Du bist ein merkwürdiger Mensch,“ sagte Nuth. „Darauf ich sie mitbringen?“

„Wenn sie den Wunsch hegt, dann spreche mit Vater und Mutter. Du mußt auch sie langsam darauf vorbereiten und ihnen nicht gleich alles sagen. Sie sind ja daran gewöhnt, daß ich abweisend bin, und so schnell wird sich die Sache nicht herumspinnen. Ich vertraue auf Deinen Rath, Nuth. Sie müssen Renate aufnehmen wie eine Tochter und müssen ihr die Liebe hundertfältig vergelten, die sie für mich hegt.“

Nuth nickte. Sie wollte das schon alles arrangieren und ins Geleise bringen.

Am nächsten Tage fuhr sie nach Friedrichswert. Man hatte Renate in der Tat noch nichts gesagt. Es bereitete Oldenskott dämonisches Vergnügen, sie im unklaren zu lassen. Sie hatte doch Rudolf mit heiler Haut zurückkehren sehen, hatte gewunt, daß das Duell stattgefunden. Also war er verwundet worden. Vielleicht tot.

Sie hatte sich mit erschütternder Klage an den Bruder gewandt und ihm wenigstens die Versicherung abgerungen, daß er, der andere, nicht tot sei.

Ziellos und verzweifelt wanderte sie die ganze Nacht im Schlosse auf und nieder, auf eine Nachricht von ihm wartend. Sie war ja ganz hilflos. Mit ihrer Energie war es zu Ende, seit sie den höchsten Grad ihrer Kraft verbraucht hatte. Jetzt war sie ganz abhängig von ihm und konnte nichts tun ohne ihn.

Da kam Nuth. Man ließ sie vor. Sie erzählte alles, und Renate zögerte keine Minute, ihr zu folgen.

Und doch war es ein Entschluß, der an ihrem Herzen nagte. Sie liebte die Mutter trotz aller Härte, die sie bei ihr gefunden. Wie es ihr bei-

bringen? Wie sich von ihr verabschieden? Und was wurde aus Isa?

Diese Fragen quälten sie noch, als Rudolf mit Oldenskott eintrat.

„Wir möchten Dich fragen, was Du vorhast, Renate? sagte Rudolf.“

„Ich will gehen.“

Rudolf nickte.

„Ich habe mein Wort gegeben, Dich nicht aufzuhalten. Du bist also frei, und ich habe nicht die Macht, zu verhindern, daß Du auf das Geschlecht derer von Friedrichswert Schmach häufl!“

„Warum häufl ich Schmach auf diesen Namen?“ fragte Renate leidenschaftlich. „Weil ich meinem Herzen folge und den zum Manne begehre, den ich liebe? Darum? Ist das eine solche Sünde vor Gott, dann ist alles Trug, was man mir von Kindheit auf als heilig gepredigt hat...“

„Du täuschst Dich,“ ließ sich jetzt der Baron vernehmen. „Daß Du einen Mann, der durch seinen Stand und seine Geburt Deiner nicht würdig ist, zum Manne begehrest, ließe sich ertragen, und ich würde zum Schluß vielleicht auch die Ueberwindung finden, zurückzutreten, denn es gereichte mir vielleicht auf die Dauer nicht zur Ehre, mit diesem Manne zu rivalisiren. Daß Du aber dem Mörder Deines Vaters die Hand reichen und ihm den Herd begründen willst, das erscheint Rudolf und mir als eine That, die einer zweiten Klytämnestra würdig wäre.“

Nuth lehnte sich fassungslos an die Wand, und Renate trat mit einem Aufschrei zurück.

„Was sagst Du? Bist Du von Sinnen?“

Oldenskott griff in die Brusttaiche. Er war zwei Tage verrent gewesen und am heutigen Morgen aus Berlin zurückgekehrt. Die kurze Bekanntschaft, die er mit Max Edelmann nach dessen Ueberfall auf Joachim Kemmert geschloffen, hatte ihre Früchte getragen. Er war zu ihm gegangen, hatte lange mit ihm unterhandelt und als Ergebnis jene Artikel mitgebracht, welche Joachim Kemmert seinerzeit gegen die „Gesellschaft für natürlichen Küstenschutz“ geschrieben, in denen er Edelmann moralisch vernichtet, den Aufsichtsrat der Fahrlässigkeit und schlimmerer Dinae berichtigt und in deren Folge der Graf von Friedrichswert aus dem Leben hatte scheiden müssen.

„Wir haben schon einmal über das Thema gesprochen“, sagte Oldenskott eifrig. Hier liefere ich Dir den Beweis, daß meine Begaubung nicht blind aus der Luft gegriffen ist. Joachim Kemmert hat, wie ich meine, mit vollem Bewußtsein Streich um Streich gegen den Grafen von Friedrichswert geführt, bis er ihn gefällt; er hat ihm kalblütig den letzten Wagn vergeschlossen und aus dem Leben getrieben. Und nun will er die Tat krönen, indem er die fremderische Hand nach der Tochter des Toten ausstreckt.“

Er nickte vor sich hin, befriedigt über die pathetische Wahl seiner Worte. Rudolf blickte Renate finstler an. Sie warf einen langen Blick auf Nuth, dann auf Rudolf, dann auf Oldenskott. Mit einer hastigen, gierigen Handbewegung riß sie die Blätter an sich. Sie schien zu vergessen, wie viel Zeugen sie hatte; sie fiel auf einen Sessel und las. Sie vergaß und bedachte nicht, daß diese Artikel gegen Max Edelmann gerichtet waren, daß Joachim Kemmert in Wahrheit gerechter Interessen gehandelt, daß er so hätte handeln müssen, daß er gar nicht anders gedurft hätte. Daß sein Kampf ein christlicher gewesen, ein Kampf gegen Fäulnis und Unverstand, daß er von der Erstzinz des Grafen von Friedrichswert gar nichts gewußt, daß er den Kampf rein unpersönlich geführt. Sie las nur die Worte und dachte an den unglücklichen Vater und empfand jeden abgeschnehten Pfeil als Todesbohrer hatte, und dazu las sie unter jedem Artikel in unbarmherzigen Lettern: Joachim Kemmert.

Die Blätter flatterten zu Boden; in sich zusammengefunken sah sie da, lange Zeit, bis endlich ein tiefer Seufzer sich aus ihrer todwunden Brust löste.

„Sie haben ja gesehen — berichten Sie ihm — ich sage ihm Lebewohl — für alle Zeiten —“

Kurt von Oldenskott richtete sich triumphierend hoch auf.

Rudolf lächelte bitter.

Nuth tastete sich die Wand entlang und kloß wie ein geheimes Wild. Den jungen Offizier aber dauerte die Schwester. Er ging auf sie zu und nahm ihre Hand in die seine:

„Du wirst es überwinden, Renate! Du mußt es überwinden.“

Doch sie schüttelte den Kopf.

„Das überwindet man nicht — nie mehr, es ist etwas zerbrochen in mir — laßt mich allein!“

Ein Altar, den sie in ihrem Herzen gebaut hatte, lag in Trümmern; die Seele war eine öde Wüste geworden, wo vor kurzem noch ein reicher Garten geblüht.

Wäre Joachim Kemmert zur Stelle gewesen, hätte er sich verteidigen können, es hätte sich wohl alles gewendet. Doch er lag hilflos, unter der rechten Schulter eine blutige Wunde, in der Klinik in Bremen.

Vielleicht hätte sie ihm auch nicht geglaubt, daß er nichts von dem Grafen von Friedrichswert gewußt. Als Nuth ihm alles erzählte, da sann er zum ersten Male tiefgründig darüber nach.

„Mir war es doch, als hätte ich den Namen schon einmal gehört, und dunkel glaube ich mich jetzt zu erinnern.“

Er legte den linken Arm um ihre Schulter: „Glaubst Du, Nuth, daß ich damals Unrecht getan habe?“

„Nein, Joachim, das glaube ich nicht!“

„Dann wäre das, was jetzt eingetreten, kaum zu verstehen. Oder verfährt das Schicksal mit blinder Grausamkeit?“

Sie wußte keine Antwort auf seine Frage. Sie beugte sich nur zärtlich über ihn und flüüsterte:

„Nun werde ich Dir doch das sein müssen, was Dir sonst niemand sein kann — der rechte Arm!“

(Fortsetzung folgt.)

Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(6. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Bleibe immer bei uns!“ sagte Ben, Erika zärtlich anblickend.

„Das kann ich doch nicht. Ich gehöre hier ja nicht her.“

„Mußt Du wieder zu Deinem Onkel?“

„Ja — nein — ja — ich weiß nicht!“ Erika wußte nicht recht, was sie erwidern sollte, und antwortete sehr zaghaft.

„Sind Deine Eltern schon lange tot?“

Erika nickte.

„Kannst Du Dich ihrer noch erinnern?“

Erika schüttelte den Kopf, und Ben wurde ernst und nachdenklich und legte seine Wange an Erika.

„Was war Dein Vater?“

Erika wurde dunkelrot und wollte sich von Ben freimachen, aber es gelang ihr nicht. „Ich habe gar keinen Vater“, sagte sie endlich.

Da lachte Ben ein wenig. „Erika, das ist Unfönn. Alle Menschen haben einen Vater. Aber da ist etwas mit Dir nicht in Ordnung. Ich weiß es nämlich durch Mama, sie wollte mir nur nichts Genaueres sagen. Aber gemerkt habe ich es doch.“

Zu seiner Bestürzung machte sich Erika mit einem Ruck frei und aus ihren Augen stürzten Tränen, daß sie sich das Gesicht mit den Händen verbedete und sich tief herniederbeugte. Ben war ganz erschrocken.

„Sieh mal, Erika“, sagte er, „ich bin doch Dein Freund, bin ich's nicht? Ich habe Dich lieb. Aber dann mußt Du auch Vertrauen zu mir haben. Laß Du's nicht?“

Erta hatte es. Aber was sollte sie sagen? Da war ja nichts, leider Gottes, gar nichts zu sagen! Nur die beschämende Tatsache blieb.

„Ach, Ben“, sagte sie, „was willst Du wissen? Es ist so schrecklich. Meine Mutter war nicht verheiratet, und von meinem Vater weiß niemand etwas. Ich weiß recht gut, daß mich die Leute verachten und über die Achsel ansehen, aber, sag doch selber, ich kann ja gar nichts dafür. Und seitdem ich hier bin, bin ich auch nicht mehr so unglücklich, weil Deine Mutter so gut gegen mich ist. Auch ist hier alles so schön. Aber“, Erta sagte es mit einem schweren Seufzer, „wie lange wird es dauern, und ich muß wieder fort.“

Sie hatte nun den Kopf erhoben und blickte geradeaus in die Buchen hinein. Ben sah, wie es um ihren Mund zuckte. Ihm ward ganz sonderbar zu Mute. Er liebte sie so sehr. Und nun hatte sie auch noch solch seltsames Gesicht. Er wußte gar nicht, wie ihre junge, klare Gestalt ihm entzückte. Impulsiv und zärtlich umschlang er sie.

„Nein, Du sollst immer hier bleiben. Ich will meine Mutter bitten; sie tut alles, was ich will. Und wir verachten Dich nicht. Wir haben Dich lieb. Wenn es Leute gibt, die so dumm und schlecht sind, so laß sie. Komm, Du sollst nicht mehr weinen.“ Er zog sein Tuch hervor und wuschte ihr zart und behütamt die Tränen ab. „Wir wollen wieder vergnügt sein. Du bist mein geliebtes Finkelfind. Wie hübsch das klingt. Finkelfind!“

„Nenn' mich doch nur nicht vor andern so.“
„Nein? Na, wie Du willst.“ Er schob ihr ein Kirschenzwillingspaar in den Mund und fuhr fort, eifrig bemüht, Ertas Gedanken abzulenken: „Magst Du gern lesen?“
Erta nickte.

„Ach auch, aber wir haben wenig Zeit. Auch kontrolliert der Alte unsere Lektüre. Aber manchmal kriegt man doch etwas Vernünftiges zwischen die Finger. Vor meiner Krankheit hatte ich ein schönes Buch. Wirklich schön, sage ich Dir. Es spielt zur Zeit Heros und behandelt die Christenverfolgung. Soll ich Dir mal was erzählen? Hast Du Lust? Es ist eine Gestalt drin, ein Mädchen, bei der ich an Dich denken muß.“

Erta nickte, und Ben fing seine Lieblingsgeschichte an. Die Wahrheit war, daß er seit der Lektüre jenes Buches überhaupt stets zu zwei Drittel seines Seins in jener Lust lebte und webte und beglückt war, von dem reden zu können, was sein Herz erfüllte. Er begann etwas umständlich die Klarlegung der geschichtlichen Verhältnisse und die Beziehungen der zahlreichen Personen zueinander und durchsetzte seine Erzählung sehr oft mit den Wendungen: Verstehst Du? Hast Du verstanden? Du weißt doch? Fragen, zu denen Erta stets nur nickte, obwohl sie im Geist mit ihren Gedanken anderswo weilte. Es war sehr beruhigend, zu wissen, daß die Menschen hier ihre Verhältnisse kannten, und sie doch nicht verachteten. Die Heimlichkeit hatte wie ein Druck auf ihr gelegen. Jetzt war auch diese Last von ihrer Seele. Und dazwischen laufte sie auf Bens Erzählung, die flüssiger und lebendiger wurde, jemeher er in den Gang der Handlung hineingeriet. Dann kam er zu dem schönen gefangenen Mädchen, das die Heldin war.

„Es nützt nichts“, sagte er, „daß ich sie Dir beschreibe. Wenn ich auch immer wieder sage, daß sie schön war, so kannst Du Dir doch kein Bild von ihr machen. Der Dichter, denn er ist ein Dichter, Erta, der das Buch schrieb, ein wirklicher Dichter, sagt, daß ihre Erscheinung hell war, wie ein Sonnenstrahl. Als ich Dich sah, mußte ich sofort an sie denken. So, glaube ich, habe ich mir Lybia vorgestellt.“

Aber Ben hätte nicht Ben v. Gryn und ein wißbegieriger, sechzehnjähriger Junge sein müssen, wenn mit diesem kurzen Gespräch für ihn das Thema über Ertas Herkunft erledigt gewesen wäre. Er sprach wohl nicht mehr mit seiner Freundin über die Geschichte, denn er fühlte, daß es ihr schmerzlich war, und außerdem — und das

fühlte er auch mit seinem feinen, ahnenden Knabeninstinkt, es war ja eine Sache, über die man überhaupt nicht reden konnte, ohne verlegen zu werden. Nirgends ließ sie sich anfassen, immer mußte man befürchten, die Hände an eine verbotene Frucht zu legen und sie errotend und beschämt wegziehen zu müssen. Aber der Kernpunkt lag doch in der gewissenlosen Führung des Vaters. Er selbst war das geliebte und bevorzugte Kind seiner Eltern, und bei aller Liebe und Dankbarkeit, die er hegte, wußte er doch recht gut, daß es Pflicht der Eltern ist, ihre Kinder zu erziehen und vor Not und Lieblosigkeit zu schützen, bis sie selber zu fertigen Menschen herangewachsen sind. Die erste Pflicht, die jedes Tier aus dem bloßen Instinkte heraus erfüllt, war an Erta versäumt worden. Und darum lag diese Stille und Traurigkeit auf ihrem ganzen Wesen, denn sie hatte niemand, den sie Vater und Mutter nennen konnte.

Der Gedanke an sie und ihr Gesicht ging ihm nicht mehr aus dem Kopf, und eines Tages, als er bei seiner Mutter saß, überkam ihn die Dankbarkeit über seine begünstigtere Lage, er umschlang sie zärtlich und sagte: „Du bist so gut“, und dann „die arme Erta!“

„Warum arm?“ sagte Frau v. Gryn.
„Weil sie ganz allein liegt auf der Welt. Und weil ihr Vater sich nicht um sie gekümmert hat.“
„Woher weißt Du denn das?“

„Nun, sie hat es mir erzählt. Ich muß doch die Familienverhältnisse meiner Freundin kennen. Das wäre ja noch schöner, wenn sie vor mir Geheimnisse hätte!“ Er lächelte geheimnisvoll, aber nach einer Weile stieß er hervor, während sich seine mageren Knabenhände zusammenballten: „D, Du kannst Dir gar nicht denken, wie ich ihn hasse! Wenn ich ihn hier hätte, wirklich, glaube mir, ich spränge auf ihn zu wie ein Tiger. Ich könnte ihn ermorden.“

Da trat Herr v. Gryn in die Veranda und legte einen Baden postfertiger Briefe hin. „Für wen heißt Du so menschenfreundliche Empfindungen, Ben?“ fragte er seinen Sohn.

Ben geriet es diesmal, die Fronte zu überhören. Er hatte das Gefühl, daß er für eine gerechte und heilige Sache kämpfte.

„Für Ertas Vater“, sagte er kurz. Und als ihn vier Augen stumm ansahen und er merkte, daß ihm das Blut langsam ins Gesicht stieg, überwand er seine Verlegenheit wader und fuhr leidenschaftlicher fort: „Ja, es ist wahr, und Ihr könnt sagen, was Ihr wollt. Ich bin kein Baby mehr, und ich verstehe die Geschichte sehr gut. Und es ist und bleibt eine Gemeinheit. Es ist eine Schande für die ganze Menschheit. Der Mensch ist ein Lump! Und ich hasse ihn!“

Frau v. Gryn hoffte im Stillen, daß ihr Mann irgendein zurechtweisendes Wort für Ben haben würde, wie er es gewöhnlich fand, wenn sein Sohn sich auf ein Gebiet begab, auf das er seiner ganzen Entwicklung nach noch nicht hingehörte.

Aber er sagte nichts. Er lehnte schwer atmend an der Wand. Die Hand fuhr wie im Traum nach der Stirn, sie sah, daß das Blut ihm aus dem Gesicht wich, er ward vor ihren Blicken weiß wie die getünchte Wand, an der er lehnte. Da — sie sprang zu, um den Sinkenden zu stützen, aber es war zu spät, — Herr v. Gryn war schwer auf den Mosaikboden der Veranda hingeschlagen.

Derartige Anfälle waren in früheren Jahren häufig vorgekommen, aber in letzter Zeit völlig verschwunden. Jetzt war das Gespenst wieder da. Der Arzt, zu dem Frau v. Gryn am nächsten Morgen schickte, nahm eine gründliche Untersuchung vor. Er meinte, der Schwächeanfall hinge wohl mit der großen Hitze zusammen. Es sei wirklich diesen Sommer außergewöhnlich warm für hiesige Verhältnisse. Nein, das Befinden an sich habe sich durchaus nicht verschlechtert, er habe im Gegenteil diesen Frühling eine größere Frische und Spannkraft bei Herrn v. Gryn zu konstatieren das Vergnügen gehabt. Aber, wie gesagt, die Hitze! Das sei ja hier nicht wie in südlichen Gegenden. Da sei der Luftdruck weit leichter und angenehmer,

man könne sozusagen darunter durchlaufen. Aber hierzulande liege es wie eine feuchte, schwere Decke auf den Köpfen und drücke die Gehirnnerven und gestatte keinen freien Blutkreislauf. Das sei das Ganze. Frau v. Gryn könne sich völlig beruhigen. Sie möge nur fleißig mit ihrem Gatten an die See fahren. Das tue gut. Morgens fort und abends in der Kühle nach Hause. Sie könnten es ja haben. Die Kutschpferde ständen im Stall und stampften den Boden aufschanden. Die Ernte? Der alte Herr lachte aus vollem Halse. Lieber Gott, die Ernte! Das sei jedoch für Herrn v. Gryn ein Wort ohne Inhalt, eine bloße Fabel, deren Bedeutung er dank dem wenigen Gebrauch völlig vergessen habe. Herr Wieland oder Weiland oder wie das Faktotum hieß, täte seine Pflicht, ohne daß ihm jemand auf dem Nacken säße. Es gäbe sowieso nur wenig solcher Prachtexemplare mehr auf Erden, da solle man ihnen wenigstens die Gelegenheit nicht nehmen, ihre vorzüglichen Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Sonst aber, Ceterum conso, an die See, an die See! Und damit hatte der alte Doktor sein Glas ausgetrunken und war aufgelandet. Herrn v. Gryn schüttelte er die Hand, Ben strich er über den kurzgeschorenen Kopf und meinte: „Gerade, gerade, junger Mann, Nacken steif halten! Wir werden früh genug alt“, und Erta, die in die Tür trat, fuhr er leicht mit Daumen und Zeigefinger über den Nasenrücken und sagte: „Das ist zu weiß, viel zu weiß! Bei dem Sonnenbrand! Bleichsucht, Bleichsucht! Liebes Kind, fleißig Milch und Eier“, und damit ging er, begleitet von der Hausfrau, hinaus.

„So“, sagte Ben, „nun geht er noch zu den Leuten und erteilt da Konsultationen. Ich sage Dir, Erta, der kuriert ganz Petershof für ein Fünfmärkstück. Er ist ein Unikum. Ich dachte schon, er wolle Dir die Augen auskratzen und mußte gar nicht, was ich sagen sollte. Hast Du Dich nicht auch erschrocken?“

Die Fahrten an den Strand waren in Petershof nichts Außergewöhnliches. In früheren Jahren bedeutete es ein Ausflug für den kleinen Ben den Höhepunkt des Entzückens. Sie waren mit der Zeit nur eingestellelt, weil Frau v. Gryn das anhaltende Fahren auf dem Wagen nicht vertragen konnte, und das war allerdings damit verbunden, denn drei Stunden mußte man immerhin für die Tour rechnen. Angesichts des Doktors Ausspruches dachte sie freilich nicht mehr an sich, denn die ersten paar Male wollte sie ihren Mann doch begleiten, später war das ja nicht nötig, Ben und Erta würden gern mitfahren, und sie konnten dabei bleiben, es war sowieso der Leute wegen besser, wenn in dieser Arbeitszeit jemand von dem Herrschaft auf dem Hofe war. Der Besuch des Arztes hatte plötzlich alle Schwere von ihr genommen. Nur gut, daß sie ihn hatte kommen lassen! Jetzt wußte sie erst, wie sie sich diese letzten zwölf Stunden geängigt hatte. Sie mußte selbst ein wenig über sich lächeln, und gleich darauf stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Wenn wirklich einmal das Entsetzliche eintreten sollte, daß er von ihr ging! Ihr Herz stand still, und ihr Verstand wußte keinen Ausweg aus dem Jammer. Sie krampfte die Hände zusammen. Alles, alles Leid und Unglück über ihr Haus und sie selbst, nur dies eine nicht, das Furchterliche, nur nicht ihn verlieren.

Sie ging zu ihrem Manne. Er sah bereits wieder an seinem Schreibtisch, als wenn nichts gewesen wäre. Sie fragte, ob er nicht fahren wolle.

Herr v. Gryn lachte und legte die Feder hin. „Ja, Gott bewahre! Weil Dein Leutedoctor besieht? Liebes Kind, ich habe andern Medizinern als Deinem Doktor im Flauschrock meinen Korpus anvertraut. Du kannst ganz ohne Sorge sein, ich weiß recht gut, wie es mit mir steht. Eine kleine Weile mußst Du mich schon noch behalten, ob Du willst oder nicht.“

Seine Art paßte schlecht zu Frau v. Gryns aufgelöster Gemütsverfassung, sie drehte sich kurz um und sagte: „Psui, Erich“, und wollte zur Tür hinaus.

Da sprang er auf und ging ihr nach. „Mein, bleib! Ich hab's gar nicht so frivol gemeint. Nur der Ton war's. Kennst Du mich denn immer noch nicht? Meinst Du etwa, mir wäre das Leben nicht auch lieb, und ich könnte so leichten Herzens von Dir weg? Von Dir und den Kindern? Und überhaupt! Mein, bleib' noch, ich bitte Dich!“ Und er zog sie wieder ins Zimmer zurück. „Sieh mal, ich weiß, Du kannst diese leichte Art von mir nicht vertragen. Ich glaube, nein, ich weiß, sie hat Dich oft verletzt, oder noch mehr als das. Aber wirklich, Elisabeth, Du hast mich da auch oft falsch verstanden. Komm, höre mich einmal an, ich glaube, ich weiß, woran das liegt, Du bist eine so wundervoll harmonische Natur. Ich möchte sagen, in Deinem ganzen Leben und besonders in Deinem Innenleben ist nicht ein einziger Mißklang.“

Frau v. Gryn wurde dunkelrot. „Ach, bitte, sage doch nicht so etwas. Es ist schrecklich, das mit anzuhören.“

„Ja, ja, ich weiß, Du magst das nicht hören. Es ist auch nicht leicht für einen bescheidenen Menschen. Aber wahr ist es doch, Elisabeth, wirklich wahr! Ich habe tausendmal bei mir die Beobachtung gemacht, und ich bin ein ganz guter Menschenkenner, das kannst Du mir schon glauben. Aber darum wird es Dir auch so leicht, für Dein Gemütsleben stets die richtigen Worte zu finden. Eben weil Dein ganzes Denken und Empfinden so rein und natürlich ist. Es ist nur schade“, Herr v. Gryn sagte es mit einem tiefen Seufzer, „daß Du in mir gar nicht den fandest, der es versteht, auf Deine ungefühlte, herzliche Art einzugehen. Ich komme mir Dir gegenüber oft so arm vor.“

Frau v. Gryn war wieder blaß geworden, sie lehnte schwer gegen das hohe Bücherbord, neben dem sie stand. Die harte, klingende Stimme ihres Mannes war weich und innig geworden, so wie sie sie nur aus ganz seltenen Stunden kannte. Sie lächelte bitter, er ahnte natürlich nicht, wie weh er ihr tat. Er wollte ihr etwas Angenehmes sagen und sagte ihr das Schmerzlichste, was es für sie gab. Was anders ging aus seinen Worten hervor, als daß zwischen ihnen eine unüberbrückbare Kluft gähnte? Unüberbrückbar!

Ihre Augen wurden schreckensgroß. „O, Erich“, sagte sie, „ich glaube jetzt wirklich, es war ein großes Unglück, daß wir zusammenkamen.“

Sie stierte vor sich hin. Sie hatte den Ellbogen auf das eine Fach des Bücherbrettes gestützt und das Kinn in die Hand geschmiegt. Der eine Arm hing schlaff herab. Sie fuhr fort: „Du willst mir gewiß nichts Böses sagen, aber ich höre aus alledem nur heraus, wie schrecklich es für Dich sein muß, eine Frau zu haben, die so wenig versteht, die Eigenart Deines Wesens auszulösen. Ich kann mich nicht anders ausdrücken. Du sagst, daß Dir niemals ein freies Wort gelingt. O, das liegt nur an der, zu der Du sprichst. Hast Du nicht schon manchmal im Leben die Beobachtung gemacht, wie leicht und ungenemmt uns einigen Menschen gegenüber unsere Worte werden? Glaube mir, das sind die, zu denen wir gehören, die fühlen, wie wir fühlen, die denken, wie wir denken; sie vermögen in uns das Mangelnde zu ergänzen und das Schwache zu stärken. Es geht wie ein starker Strom von ihnen zu uns hinüber, wir verstehen das Gefühl unserer angeborenen Halbheit, in Gemeinschaft mit ihnen wachsen wir über uns hinaus. Alle unsere angeborenen Fähigkeiten, die sonst nur in Keimen und unsichtbar in uns schlummern, werden stark und lebensfähig. Es ist eben gerade so“, fügte sie traurig hinzu, „wie bei

einer Pflanze, die Licht und Sonnenschein hat, denn für den Menschen ist nun einmal das innere Zusammenleben mit einem andern das, was für die Blume Licht und Sonnenschein ist.“

Herr v. Gryn blidte nachdenklich auf die herabhängende Rechte seiner Frau, an der der Trauring glänzte. Ueber seiner Nasenwurzel grub sich eine tiefe Falte, so dicht hatte er die Augen zusammengekniffen.

„Ja, aber sage doch mal, Elisabeth, Du sprichst, als wenn Du von Selbsterleben redest, hast Du denn einmal einen solchen Menschen angetroffen?“

Seine Frau sah ihn ganz erlauft an. „Oh ich einen solchen Menschen angetroffen habe? Wieso?“

„Nun, Du sprichst doch wohl von Dir?“

„Ich spreche von mir? Nein, ich spreche durchaus nicht von mir. An mich dachte ich gar nicht dabei. Mit mir, das ist ja etwas ganz anderes. Was fehlt mir! Ich dachte an Dich. Hast Du nicht des öfteren Dir solche Gedanken gemacht über unsere Ehe?“

„Nein. Das heißt — — —“

„Ja, aber es ist doch nicht so, wie es sein sollte. Das kannst Du doch nicht leugnen?“ Er antwortete nicht. Er fühlte die Wahrheit,

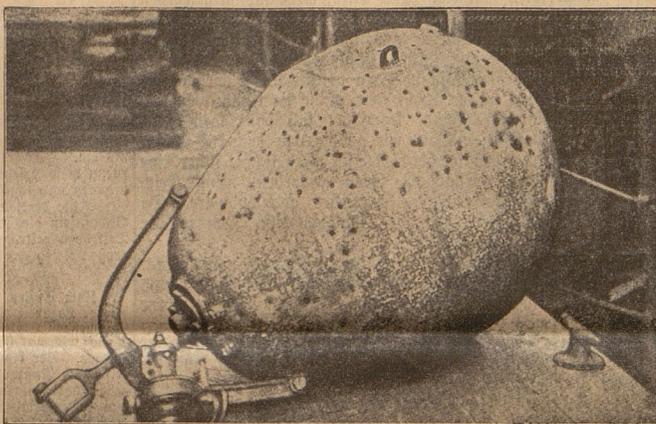
geltend zu machen, aber er brachte kein Wort heraus. Keine Bewegung verriet den Sturm in seinem Innern. Es wäre auch ehelos und grausam, jetzt an ihre Liebe zu appellieren, die er jahrelang ignoriert hatte. Gott sei gebant, das brachte er nicht fertig. Mit einem schnellen Entschluß sprang er auf und ergriff ihre Hand.

„Ich bitte Dich“, sagte er, „laß uns nicht länger darüber reden, es führt zu nichts Gutem. Duäle Dich nicht, und bleibe mir, was Du mir bisher gewesen bist. Glaube mir, ich habe Dich nötig, bitter nötig! Und mache Dich zurecht, wir wollen gleich fahren.“

Da ging Frau v. Gryn.

9. Kapitel.

Es war ein heißer, schwüler Augusttag. Die Ernte war in vollem Gange, und schwer rauchte das weiße Korn unter dem Schnitt der Senen auf den Aeckern von Petershof. Herr Weiland stand mitten unter den Arbeitern und betrat seinen Herrn, der in diesen Tagen vom Morgen bis zum Abend am Seestrand weilte. Und bisweilen flog der Blick des unsichtigen Mannes auch über die Bienenschaar seiner Arbeiter weg zu den hohen Buchen, hinter denen das große, grauweiße Gutshaus lag. Frau v. Gryn war allein mit der Wirtschaftlerin zurückgeblieben. Es war eben nach Tisch. Sie konnte nicht schlafen. Sie mußte nicht, ob die Schmerzen im Kopf nachgelassen oder sich verschlimmert hatten, sie mußte nur, daß eine heftige Unruhe sie förmlich von ihrem Sofa fortriß. Dabei lag das ganze, große Gebäude totenstill. Das Klappern der beiden Mädchen im Küchenraum war heute bald verstummt, denn das Mittagessen war sehr einfach gewesen, Frau v. Gryn hatte nur ein wenig frische Erdbeeren mit Milch zu sich genommen. Fräulein Klettner mochte in ihrem Stübchen sitzen bei ihrer Häkelei. Frau v. Gryn zog die grünen Vorhänge zurück. Sie stöhnte leise, der Kopf schmerzte furchtbar, aber sie meinte, die aufrechte Haltung täte ihr gut. Nur das Haar drückte. Sie zog die feinen Schildpattnadeln heraus und warf die Flechten zurück in den Nacken. Das tat gut. Es würde ja heute niemand kommen. Die Ernte war überall auf den Gütern in



Eine auf die Kaimauer angeschwemmte Mine.

Die englischen Minen reizen sich sehr leicht von ihren Verankerungen los und bieten so für die Schiffsahrt eine große Gefahr. Treiben sie dem Lande zu, so werden sie am Strand oder wohin sie sonst der Sturm oder die Meereswoge hinschwemmt, zur Entzündung gebracht. Bei der obigen Abbildung einer solchen Mine sehen wir, daß bereits zahlreiche Gewehr schüsse auf sie abgefeuert wurden, um sie zur Explosion zu bringen, was aber nicht gelang. Erst Dynamit machte den unheilvollen Gast unschädlich.

die in diesen Worten lag, aber es war zugleich so entsetzlich hart, daß sie jetzt, jetzt so zu ihm sprach, wo in ihm alles nach Ruhe und Frieden verlangte. Wieviel heimliche Selbstquälerei, wie viele durchwachte Nächte sprachen aus ihren Worten. Er erschraf. Und daß ihre Klagen keine Anklagen sein sollten, traf ihn am härtesten. Sie hatte recht. Sein Egoismus, der viele Jahre lang keinen andern Gedanken gehabt hatte, als die schwerwütige Kultivierung des eigenen, zerstückerten Ichs, hatte auch hier wieder unjagbares Herzleid angerichtet. Und er hatte wieder einmal nichts bemerkt! War er denn ein Kind, daß er niemals sah, wie andere sich um ihn zerquälten? Und diese Entdeckung jetzt zu machen, wo er fühlte, wie nötig er seine Frau hatte, seinem Zungen gegenüber, gegenüber seinem verleugneten Kinde! Taufend Anklagen stürzten auf ihn ein. Er war kein Mensch, der Szenen oder Ueberschmerzlichkeiten liebte, aber jetzt war etwas in ihm, daß er sich am liebsten seiner Frau zu Füßen geworfen und sie tausendmal um Verzeihung gebeten hätte dafür, daß er fünfzehn Jahre mit ihr zusammengelebt hatte und nicht einmal gespürt, wie sie sein guter Engel gewesen. Sie hatte ihm seine Tochter ins Haus gebracht. Zufall? Es gab keinen Zufall, sein Herz sagte es ihm. Und jetzt mußte sie ihm Ven erhalten. Er wollte sie ansehen, ihren Einfluß

vollem Gange. Unbächtig betrachtete sie die Nadeln. Sie waren kostbar, mit schillernden Perlmuttereinlagen. Ihr Mann hatte sie ihr ermit geschenkt. Vor langen Jahren schon, als sie noch junge Eheleute waren. Sie gedachte der geschickten Bewegung, mit der er damals ihr Haar in einen losen Knoten gerast und ihr die Nadeln hineingeschoben hatte. Sie hatte gelacht: „Wie geschickt Du das machst!“, und er war einen Schritt zurückgetreten und hatte sie im Profil betrachtet. Der Zug um seinen Mund hatte etwas Prüfendes und Bewunderndes gehabt. Die kleine Szene fiel ihr heute wieder lebhaft ein. Sie entsann sich ganz deutlich, wie sie unter seinem Blick glühend rot geworden war. Und schließlich hatte sie ihn nicht mehr zu ertragen vermocht, sie mußte beide Hände vor's Gesicht schlagen, war in einen Sessel gesunken und hatte gefleht: „O, bitte, Erich, sieh mich nicht so an! Nicht so!“

Wie jung sie in jener Stunde gewesen sein mußte! Und wie töricht! Hatte sie denn gar nicht bedacht, daß er einmal ein Maler, ein Künstler gewesen war, und daß naturgemäß schönes Frauenhaar oder eine warme Linie in einem Frauenkörper sein Auge fesseln mußte? Sie prüfte heute ein wenig, als das Bild der vergangenen Tage vor ihr aufstieg, und dann nahm sie behutsam die Nadeln und legte sie in ein Kästchen.

Draußen lag glühender Augustmittagssonnen-
schein. Die roten Rosen an ihren hohen Stöcken
auf dem Rondeel brannten förmlich in dem hellen,
weißen Licht. Sie ging die Stufen herunter und
trat von einem Stoc zum andern und nahm eine
Blüte nach der andern in ihre Finger. Ach,
sie waren heiß in der Sonnenglut, und der Kelch,
die einzelnen Blätter hatten so etwas Beredtes,
Aufnahmewilliges. Frau v. Gryn schaute nach-
denklich und ganz verloren in Sinnen in die roten
Rosentiefen. Es war ja fast, als wenn die Blumen
sprechen wollten, nur, daß niemand ihre Sprache
kannte. So mochte ein Menschenherz in der Brust
liegen, so rot, blütenrot und brennend heiß und
sprechend und auch nicht verstanden.

Sie verließ die Beete und ging wieder in das
Haus zurück. Heute abend, wenn die Dämmerung
und die Abendfülle herniederfank, wollte sie wieder
nach ihnen sehen. Dann würden sie ganz anders
dastehen. Stumm, verschlossen, von kühlem Tau
bedeckt.

In der Veranda am Ständer hing Erikas
weißer Sommerhut. Sie nahm ihn herunter und
hielt ihn auf Armeslänge von sich ab. Wie grazids
die Form war! Und wie anmutig der breite Rand
wippte, wenn das Mädchen mit dem leichten,
federnden Schritt daherkam! Sie machte einmal
ihren Mann darauf aufmerksam, und er sagte, ja,
was hatte er eigentlich gesagt? Sie dachte nach,
aber sie brachte keine Bemerkung nicht zusammen.
Sonderbar! Damals hatte sie die Empfindung,
daß das eine seltsame Entgegnung war.

Sie schüttelte plötzlich über sich den Kopf. Auf
was für dumme Gedanken man kommt, wenn man
so allein in einem großen, menschenleeren Haus
umherwandelt! Sie mußte doch eine recht wertlose
und geistig arme Frau sein, daß sie diese schönen
Stunden des Sommerfriedens und der herrlichen,
wohlthuenden Mittagsstille nicht besser auszunutzen
erit and! Wunderlich, daß all ihre Freunde und
Bekannteten sie für eine so harmonische und wohl-
ausgeglichene Persönlichkeit hielten! Sie selbst hatte
das Bewußtsein, daß unendlich viele Dissonanzen
in ihr klangen, die durch keinen reinen Accord zu
überbönen waren. Und wie hatte einmal ein Herr
zu ihr gesagt, der schwindbüchtige Schwede, der
sich während eines ganzen Sommers in ihrer
Nähe aufhielt und mit dem ihr Mann sie noch
jetzt manchmal zu necken pflegte: „Nädige Frau,
wenn ich bei Ihnen bin, ist mir, als täne in Ihrem
Inneren ohne Unterlaß eine schöne, geliebte Melodie
Eine von jenen, wie wir sie aus unseren Kinder-
tagen kennen, die durch ihren wundervollen Frieden
imlande sind, alle bösen Mächte in uns zum
Schweigen zu bringen! Das waren seine Worte
gewesen. Er sagte sie in seinem edigen, kindlich-
unbeholpferem Dialekt, über den sie immer ein
wenig lachen mußte. Solche und ähnliche Dinge
sagten die Leute oft zu ihr. Wenn sie ahnten,
wie unzufrieden sie oft mit sich selbst war. Es
ging ihr gewiß zu gut. Sie sollte nur die arme
Tagelöhnerfrau sein, die jetzt in dieser Hitze
draußen im Feu arbeitete. Und an der Hecke lag
ihre kleines Kind, und alle Viertelsstunden rannte
das Weib mit dem schwerköten Gesicht und
keuchenden Atem hin zu dem kleinen Bündel und
horchte auf die Atemzüge des Würmchens. Aber
als sie sich in die Seele dieser Frau hineindachte,
fühlte sie plötzlich einen brennenden Schmerz in
der Herzgegend. Sie hatte das Bild ja nicht
vollendet. Wenn der Feierabend kam, nahm die
Frau ihr Kleines auf und Schulten an Schulten
mit ihrem Manne ging sie nach Haus. Und sie
waren beide müde von der langen Tagesarbeit,
müde und hungrig. Die Frau setzte das Abend-
brot auf den Tisch und brachte das Kind in sein
Bettchen. Und wußte gar nicht, welch ein reicher,
gesegneter Tag hinter ihr lag. — — —

Frau v. Gryn's Gewissen schlug. Sie wollte
nächter gemeinsam mit Fräulein Klettner die große
Truhe öffnen und die Sachen für die Weihnachts-
bescherung der Leute vornehmen. Es war zwar
noch früh, aber es gab auch so viel zu nähen und
zu stricken bis dahin! Erika konnte auch helfen.

Aber jetzt wollte sie noch ein wenig still sitzen und
ihren schmerzenden Kopf ansehen und die Augen
schließen und nicht denken, gar nicht denken! Am
besten war's, sie ging hinüber in ihres Mannes
Stube, da war es kühl und dunkel, und sie lag
so gern in ihres Mannes großen Stuhl.

Die bräunlich-gelben seidenen Vorhänge waren
heruntergelassen, und im Vergleich zu dem grellen
Sonnenslicht draußen herrschte hier eine wundervoll
beruhigte Farbentönung. Frau v. Gryn empfand
sie als eine Wohltat, und gähmend sank sie in den
Stuhl und faltete die Hände müde in den Schoß.
Durch die halbgeschlossenen Lider blickte sie auf
den schönen grauen Teppich zu ihren Füßen, auf
den das bräunlich-goldene Licht fiel. Es war kein
Raum in dem ganzen großen Hause, der so einfach
vornehm und zugleich gebiegen und wohlthuend im
Geschmack war, als das Zimmer ihres Mannes.
Hier war jeder Gegenstand stark und massiv und
zweckentsprechend und künstlerisch wertvoll in Form
und Linien. Für derlei Dinge hatte sie früher
gar kein Auge gehabt. Vor ihrer Verheiratung
hatte sie gekauft und hingestellt, was ihren leb-
haften Sinnen zusagte, bald das Tierliche und
Niedliche, bald das Kostbare und zufällig Moderne.
Spröde und ablehnend war dagegen der Geschmack
ihres Mannes. Was würde wohl aus ihr geworden
sein, wenn sie in andere Hände gekommen wäre?
Männergestalten aus ihren Mädchentagen stiegen
vor ihr auf, lustige, fröhliche Gesichter, denen ein
verlester Blick oder ein dreifaches Schmeichelwort so
leicht wurde. Ihr Herr schlug einen jähen Schlag,
und ihre Hände trampelten sich fester ineinander.
O Gott, o Gott, wie gnädig war doch das Schick-
sal gegen sie gewesen; sie wäre sicher, sicher eine
ganz oberflächliche Frau geworden, wenn Erid
v. Gryn nicht in ihr Leben getreten wäre. Da
wollte sie gern das ständige leise Weh in der
Herzgegend extragen.

Mit dem Einschlafen wollte es nicht gehen.
Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und
richtete sich in die Höhe. Fräulein Klettner würde
auch wohl bald kommen und den Kaffeetisch her-
richten, eine gute, starke Tasse Kaffee würde ihr
gut tun. So lange wollte sie hierbleiben, und da-
mit griff sie in einen Stapel Mappen und Bücher,
der ihr zur Seite auf einer Lagere lag. Zeich-
nungen, Skizzen, Entwürfe ihres Mannes, denn
Erid v. Gryn griff jetzt manchmal wieder zum
Stift, wenn sein Auge von irgend einem Gegen-
stand entzückt wurde. Sie staunte. Wie fein doch
jeder Strich bei ihm war, wie charakteristisch und
scharf und knapp! Es war ihr mehr als unbes-
greiflich, daß er in der Reihe der eigentlichen Künstler
keine Aufnahme gefunden hatte. Sie ließ ein Blatt
nach dem anderen durch ihre Hände gehen. Mein
Gott, das war ja Erika v. d. Heide! Erika, mit
einem Blumenstill in der Hand, den Blick andächtig
auf den Blumenkelch geheftet. Und hier wieder:
Erika auf der Bank, der Kopf vorgelunken und eine
lose Haarfröhne vorn über der Brust hängend.
Warum ihr Mann ihr wohl die Blätter nie ge-
zeigt hatte? Sie lagen ganz zu untert unter all
den Büchern, fast als ob niemand sie sehen sollte.
Eine ganze Reihe von Skizzen, und alle mit der-
selben Feinheit und Zartheit aufgenommen. Bald
das Mädchen mit gesenkten Lidern, bald mit leuch-
tend aufgeschlagenen Augen, hier die Hände auf
dem Rücken und dann wieder mit einer Vase voll
Blumen. Frau v. Gryn's Blick wurde groß und
schar und unverständlich. Sie beah die Kartons
alle, legte sie sorgsam zusammen und schob die
Mappe wieder zu untert an ihren Platz.

Und dann kam der Verdacht, der häßliche, ge-
meine, niedere Verdacht, und wühlte und bohrte in
ihren Herzen und sah ihr mit seinem grauen,
grinsenden Gesicht widerlich-lachend in die Augen
und stüßerte ihr in die Ohren, wo sie denn bis-
lang ihre Augen gehabt, sonst hätte sie doch sehen
müssen, wie Erid v. Gryn jetzt so ganz anders
war als sonst, so viel sonntiger und wärmer. Hatte
sie denn wirklich geglaubt, es könnte in ihrer Ehe
noch einmal alles gut und glücklich werden? War
sie denn ganz und gar zur Narren geworden, was

für Geschichten passierten in anderen Ehen! Wer
hatte sie denn auch geheißt, so ein junges und
eigenartig schönes Mädchen in ihr Haus aufzu-
nehmen?

Und darauf könnten andere Stimmen, welche,
zarte, milde Stimmen, die alle Traurigkeit der
Frau in sich aufgenommen hatten und sich ihr wie
eine schmerzlich-süße Melodie ins Herz schlichen.
Unter ihren sanften, küsternenden Liebesworten löste
sich der starre Schmerz Frau v. Gryn's, und sie
konnte bitterlich weinen. — — —

Als die drei Ausflügler gegen Abend heimkamen,
berichtete Fräulein Klettner, daß die Hausfrau sich
hingelegt habe. Sie hätte den ganzen Tag starres
Kopfwch gehabt und sehr gelitten, sie, Fräulein
Klettner, habe ihr unentwegt kalte Kompressen ge-
macht. Jetzt scheine es besser zu gehen. Sie schlafe,
aber niemand möge hineingehen, denn es wäre doch
jammerlich schade, wenn sie aufgeweckt werde.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Die 7 A-Gesetze der Kriegsfische.
Aufgestellt vom Rationalen Frauenverein.

Esst Kriegsbrot!
Nicht Kartoffeln in der Schale!
Kauft keinen Kuchen!
Seid Eng, spart Fett!
Nicht mit Koch-Käse!
Nicht mit Kriegs-Achsbuch!
Helft den Krieg gewinnen!

Diese sieben A-Gesetze der Kriegsfische verdienen ein-
dringlichste Beachtung. Sie prägen sich leicht dem Gedäch-
tnis ein. Jede Hausfrau, jede Köchin sollte sie beherzigen.
Wenn diese Gesetze in jeder Küche, bei hoch und bei niedrig
prangen und tagtäglich die rechte Würdigung finden, dann
dürfen die deutschen Frauen und Mädchen von dem stolzen
Bewußtsein durchdrungen sein, daß auch sie zum guten
Teil dazu beitragen, daß wir durchhalten, daß wir den
großen Krieg gewinnen.

Zum fünften Male zur Front zurück. Aus dem Bern-
burger Lazarett legen in diesen Tagen ein von Köthen
stammender Landwehrmann zum fünften Male zur Front
zurück; viermal schon hat er als Verwundeter im Lazarett
gelegen. Der Arzt wollte ihm nun vor der fünften Aus-
reise nach Rußland, wo er sich die vier Verwundungen
geholt hatte, einen kurzen Urlaub gewähren, wo eine Frau
und sieben Kinder seiner warteten. Aber der brave, von
patriotischem Pflichtgefühl durchdrungene Lehnte das freimü-
thige Anerbieten ab mit der Begründung: „Ich habe Frau
und Kindern gelobt, nur als Sieger, nicht anders heim-
zukehren. Dies Gelöbniß will ich halten. Jetzt als Ver-
wundeter, wenngleich geheilt, den angeborenen Heimat-
urlaub anzunehmen, würde mir zu schwer werden. Ent-
weder als Sieger und freier Deutscher in die Heimat
zurück — oder tot!“

Ein Mittel gegen die Fleischnot. KreisSchulinspektor
Dr. Hef in Ulmweiler berichtet über folgendes drohliche
Vorkommnis: Beim Besuch einer Landtschule sprach er mit
den Kindern auch über die Verdringung während des Krieges
und insbesondere über die Fleischverorgung Deutschlands.
Durch die Unterredung wollte er die Kinder darauf bringen,
daß die Lösung der Fleischfrage so zustande kommen müsse,
daß Deutschland seinen Fleischverbrauch einschränke. Als
der Schulinspektor nun die Schlusfrage stellte: „Was
muß also geschehen, wenn das Fleisch knapp wird?“ er-
hielt er von einem pfiffig dreinschauenden Jungen prompt
die Antwort: „Dann muß ein Schwein geschlachtet
werden!“

Liebesgabe und Eifersucht. Die Tochter einer Familie
in Neuenburg fandte tüchtig als Liebesgabe einen selbst-
gefertigten Schal und Zigarren ins Feld und fügte ihrer
Sendung ein Kärtchen bei, auf dem sie den unbekannteten
Empfänger bat, er möge doch mal mitteilen, ob ihm die
Sachen Freude gemacht hätten. Sie hatte einen ungehobnen
Erfolg, denn jetzt lief folgender Brief ein: „Gehriest Fräu-
lein! Soeben erhielt ich in einem Brief die Karte an
meinen Gatten, die Sie ihm ins Feld geschickt haben. Brent
mich sehr, daß Sie der Krüger draußen denken, aber ich
möchte Ihnen doch Klarheit schaffen: wenden Sie sich mit
Ihren Liebesgaben an ledige Herren und lassen Sie ver-
heiratete Männer damit verschont. Jäger Franz W. ist
verheiratet und Vater zweier Kinder. Wis jetzt sehr es
immer noch in meinen Kräften, selbst meinen Gatten zu
besuchen, und zwar in jeder Beziehung, und ihn zufrieden
zu stellen. Also bitte unterlassen Sie es, meinen Gatten
jemals wieder zu belästigen. Er hat genug an mir. Frau W.“
Das energische Schreiben rief in der Neuenburger Familie
zunächst Stutzen hervor, dann aber stürmische Heiterkeit;
denn die Abendin des Liebesgabenpatels und des Kärt-
chen ist eine junge Dame von erst elf Jahren.

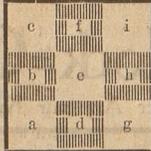
Rätsel-Ecke

Rätsel.

Mein Körper ist von Kreuz und Sternchen voll,
Doch weiß ich nicht so viel von guten Tagen,
Als meistens wohl die Herren,
Die Kreuz und Sterne tragen.
Man schäfft mich bloß, damit ich leiden soll,
Doch dünkt mich nie mein Schicksal bitter.
Ich bin so redlich und so echt,
Wie einst der alte deutsche Ritter,
Der Damen Knecht.
Ich lasse mich zerbrechen und zerreiben,
Um sie vor Wunden zu beschützen.

* * *

Das magische Bierck. Gegeben ist ein in neun Quadrate geteiltes Quadrat, welches also die folgende Gestalt hat:



Man soll auf den neun Feldern a, b, c, d, e, f, g, h, i die Zahlen von 1 bis 9 so einzeichnen, daß die Summe der Zahlen auf jeder senkrechten und waagrechten Reihe, ebenso die Summe der Zahlen auf den beiden Diagonalreihen stets 15 beträgt. Es soll also die Summe auf den Feldern a, b, c; d, e, f; g, h, i; ferner auf den Feldern a, d, g; b, e, h; c, f, i; endlich auf den Feldern a, e, i; g, e, c je 15 betragen. Wie verfährt man?

Aufgabe.

In einer alten chinesischen Urtheilung, Kiu tschang benannt, welche 2600 v. Chr. verfaßt und um 1250 n. Chr. von Tsai Kiu Tshauo herausgegeben sein soll, kommen folgende zwei Aufgaben vor: 1) Im Mittelpunkt eines quadratischen Teiches von 10 Fuß Länge und Breite wächst ein Schilf, das sich einen Fuß hoch über dem Wasser erhebt. Als man daselbe an das Ufer, nach der Mitte einer Seite zog, reichte es nur bis an den Rand des Teiches. Welche Tiefe hatte das Wasser? 2) Ein 10 Fuß hoher Bambus ist nach oben hin gebrochen. Berührt nun beim Umbiegen die Spitze des Rohres den Boden, so ist sie 3 Fuß vom unteren Ende des Bambus entfernt. In welcher Höhe befindet sich der Bruch? Edward Heis.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Wegweiser — II. Regeltönig. — III. Blume.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korrika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem westlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zuwendung erfolgt gegen Voreinendung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Wer probt, der lobt

Walthers echte, extra milde

Drz. 2.50 M., bei 30 St. kostenfrei M. 8.—

Geld gibt ohne Zinsen, schnell, reell, fulante Rentenrückzahlungen, seit 1881 bestehende Firma **Schulz & Co., Berlin 110,** Kreuzbergstraße 21. Rückporto.

Neue Gänsefedern,

teile sie von der Gans geschneidert werden, mit allen Daunen & Fed. 1,80 Mtl. Dieselben Federn, mit allen Daunen, groß gefüllt, & Fed. 2,25 Mtl., gut gefüllt, mit allen Daunen & Fed. 3,35 Mtl., vorzuziehen gegen Stroh, neuere, was nicht gefüllt, geruch. **August Schuch, Gänsemastanstalt, NeuzTrebbin 9 (Oderbruch.)**

Lilienmilchseife

E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20

Technikum Masch.-Elektr.-Ing. T. Werkm., Hainichen i. Sa. Lehrfabr. Progr. fr.

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Hals- und Lungenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit durchaus unentgeltlich (nur gegen Einsendung des Briefportos) mit, wie ich durch ein ebenso einfaches wie billiges und dabei doch so überaus erfolgreiches Verfahren von meinem langwierigen Leiden (altem starken Asthma, Husten, Auswurf, Nachtschweiß, Abmagerung usw.) befreit wurde. **Leop. Dick, Grosskönigsdorf 374, Rheinland.**

Klischees in Autotypie und Strichätzung



Wilhelm Greve,
Graphische Kunstankalt,
Berlin SW, Ritterstr. 50.



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
- Wilhelm, Kronprinz von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

✍

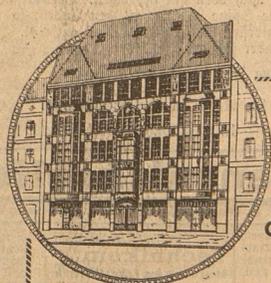
Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu berufen.

Echte extrarstarke Walthorius-Hienfong-Essenz

(Destillat) 1 Dtz. Mk. 2.50, nur bei 30 Fl. Mk. 8.— franko. — Chemische Werke E. Walther, Halle a. S. Mühlweg 20.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

**Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei**

Telephon: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Telephon: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084